

VÖLKERKUNDLICHE ABHANDLUNGEN · BAND I

BEITRÄGE ZUR VÖLKERKUNDE SÜDAMERIKAS

Festgabe für Herbert Baldus
zum 65. Geburtstag



1964 – Hannover
Niedersächsisches Landesmuseum
Abteilung für Völkerkunde

Kommissionsverlag
Münstermann-Druck GmbH, Hannover

Ethnographische Notizen zu einem Chicha-Tanzlied der Kayová

Von Egon Schaden, São Paulo

Wie bei fast allen Tupí und vielen andern Naturvölkern Südamerikas, so spielen auch in der Kultur der Kayová gegorene Getränke eine beachtliche Rolle. Diese zur Guaraní-Gruppe gehörenden Indianer des südlichen Mato Grosso brauen am liebsten Maisbier, bereiten aber auch, wenn der Mais knapp ist, ähnliche Getränke aus Bataten, Zuckerrohr, süßem Maniok und, seltener, aus Guavira (einer Kampfrucht, *Campomanesia* sp.). Wird Zuckerrohrsaft als Grundstoff genommen, dann dienen Mais, Bataten oder Maniok häufiger als Zusatz. Alle diese Getränke heißen in der Sprache der Kayová *kāwí*; nur für Maniokbier habe ich als besondere Bezeichnung *karakurý* gehört. Statt *kāwí* benutzt man auch den Namen *chicha*, der bei vielen südamerikanischen Stämmen vorkommt, von den Spaniern übernommen wurde und wahrscheinlich durch die Paraguayer in den Sprachschatz der Kayová gedrungen ist.

Die Bereitung der Chicha (mit Ausnahme der aus Zuckerrohr, bei der die Männer helfen) ist Sache der Frauen. Um Maisbier zu brauen, zerstoßen sie die Körner erst mit etwas Wasser im Holzmörser und kochen dann das so gewonnene grobkörnige Mehl zu einer dicken Suppe (*kāwídjý*). Der Brei wird dann unter Zusatz von Wasser von mehreren Frauen durchgekaut und die Flüssigkeit gleichzeitig mit Speichel vermischt. Schließlich kommt noch einmal Wasser hinzu, und das Ganze bleibt mehrere Tage, bis zu einer Woche, in einem großen Holztrog (*vatéa* oder *kanôa*) zur Gärung stehen. Bevor das wohlschmeckende Getränk ausgegeben wird, sieht man es sorgfältig durch ein Sieb. — Die Chicha wird in großer Menge für die häufigen Trinkfeste bereitet; zudem sieht man in vielen Häusern kleine Tröge mit Maisbier für den alltäglichen Verbrauch. Da heute fast alle Kayová, insbesondere die Männer, den Zuckerrohrschnaps verehren und ihnen daher das Getränk der Vorfahren in der alten Form etwas zu fade schmeckt, «verbessern» sie die Fest-Chicha gern mit ein paar Flaschen Schnaps, die sie in den Trog schütten.

Für die Herstellung von Maisbier dient nur der weiße weiche Mais (*avati morõti* oder *avati djakairá*). Die aus dem grobkörnigen Mehl gekochte Suppe (*kāwídjý* oder, nachdem sie kalt geworden ist, *kāwítýkwê*) wird auch ungegoren genossen und ist ein beliebtes Gericht der Kayová-Küche.

Während der Chicha aus Mais unzweifelhaft, zumindest beim großen Jahresfest, rituelle Bedeutung zukommt, gilt dies nicht für die Getränke aus anderen Stoffen, von denen das Batatenbier am häufigsten gemacht wird. Die Herstellung geht wie folgt vor

sich: Gekochte Bataten läßt man kalt werden und zerstampft sie im Mörser unter ständigem Zusatz von Wasser. Gleichzeitig sondert man die Rückstände aus und schüttet die ziemlich dünne Flüssigkeit nach und nach in den Trog, wo sie zur Gärung stehen bleibt. Die Arbeit zieht sich mehrere Tage hin. Vor dem Trinken wird das kaum berauschende, nach meinem Urteil schlecht, beinahe faulig schmeckende Getränk durch ein Sieb in ein kleineres Gefäß gelassen.

Die übrigen Chicha-Arten habe ich bei den Kayová nicht kennengelernt. Nur bei den Nandéva-Guaraní von Jacaréi (im äußersten Süden von Mato Grosso) habe ich Chicha aus Zuckerrohr getrunken. Nebenbei sei bemerkt, daß früher die Nandéva von Dourados auch ein ähnliches Getränk aus der Frucht des Jabuticaba-Baumes (*Myrciaria sp.*) gebraut haben sollen.

Abgesehen vom großen Maisbierfest, das alljährlich, meist im Januar, zu Beginn der Maisernte gefeiert wird, bedarf es zur Veranstaltung einer Chicha keines besonderen Anlasses. Für irgendein Wochenende, ja für einen beliebigen Tag in der Woche kann die Parole ausgegeben werden: «*Djahá djaka'ú kãwíre*», «Wir wollen ein Maisbierfest feiern» oder wörtlich: «Wir wollen uns mit Maisbier betrinken». Oft findet die Chicha in Verbindung mit einem *puxiró* (gemeinsame Rodungsarbeit) statt. Am Morgen des Festtages arbeitet dann eine Gruppe der eingeladenen Männer auf dem Felde des Gastgebers. Für ihre Hilfeleistung dürfen die Teilnehmer sich aus der Roça Nahrungsmittel holen und werden am Nachmittag und am Abend reichlich mit Chicha bewirtet. Zum Feste finden sich aber auch viele ein, die beim *puxiró* nicht mitgeholfen haben. Die einzelnen Familien lagern getrennt in der Umgebung des Tanzhofes, wo sie ein Feuer machen und sich auch Maniok vom Felde des Gastherrn kochen. Manche kommen schon einen oder zwei Tage vorher.

Über die soziale Bedeutung der Chicha-Feste wäre mancherlei zu sagen. Hier sei nur noch vermerkt, daß ihnen heute unter anderem die wesentliche Funktion zukommt, der infolge des Kontaktes mit dem weißen Mann eingeleiteten Zersplitterung der Dorfgemeinschaft wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu steuern. Das Zusammenleben der Familien wird nicht selten durch Streit und Hader gestört, und da bietet die gemeinsame Teilnahme am Trinkfest, von dem sich jedermann angezogen fühlt, einen heilsamen Weg zur Verständigung. Desgleichen wird auch dadurch, daß manchmal Gäste aus anderen Dörfern erscheinen, das Band zwischen den einzelnen Kayová-Gruppen gefestigt. Während die selteneren, nach Caboclo-Art gefeierten Tanzfeste fast durchweg mit einer Schlägerei enden, habe ich dies bei einer Chicha nie erlebt.

Wenn die Kayová auch versichern, das Chicha-Fest sei — mit Ausnahme der bereits erwähnten großen Jahresfeier, bei der der erste Mais geerntet wird — nur zum Vergnügen da und habe mit Religion nicht zu tun, so muß man doch bedenken, daß diese Indianer eigentlich alles sub spetie aeternitatis sehen und auf das Jenseits beziehen. Die Mehrzahl der Gäste nähert sich denn auch dem Hause des Festgebers mit Gebetsgesängen (*mborahêi*), die Männer mit kräftig geschwungener Rassel (*mbaraká*) in der einen und ihr Tanzkreuz (*kurusú*) in der anderen Hand, die Frauen mit urucu-bemaltem Gesicht und den Boden mit einem Tanzbambus (*takwá*) stampfend. Seinerseits geht der Gastgeber, zumal wenn es ein Priester (*pa'i*) ist, den Kommenden jeweils entgegen und begrüßt sie feierlich mit einem religiösen Gesang. Beide Gruppen stehen sich zunächst eine Weile tanzend und betend gegenüber und ziehen dann vereint zum Festhause. Gemeinsam



1. Kayová-Frauen stampfen Mais für das Festgetränk.
(Aufn. d. Verf.)



2. Die gekochte Maissuppe wird durchgesiebelt, damit sie schneller in Gärung tritt.
(Aufn. A. Hopf)



3. Eine Gruppe von Gästen auf dem Wege zum Trinkfest.
(Aufn. d. Verf.)



4. Die Ankömmlinge stellen sich in der Nähe des Festhauses auf und erwarten den Gastherrn, der ihnen zum Empfang entgegenkommt.
(Aufn. d. Verf.)

werden, immer tanzend, ein paar weitere Gebete vor dem Eingang des Hauses oder vor dem großen Kreuze auf dem Hofe des Priesters gesungen. Darauf folgen noch einmal äußerst bewegte Kreistänze im Innern der Wohnung bzw. um den mit mehreren Kreuzen und anderen Kultgegenständen ausgestatteten «Altar». Zum Schluß erhalten die Gäste eine Schale Maisbier als Willkommtrunk. — Diejenigen, die sich schon am Vortage oder gar früher einfinden, beten und tanzen dann am Abend noch stundenlang unter der Leitung des Priesters.

Sobald aber am Nachmittag das eigentliche Fest beginnt, hört man keine Gebetsgesänge mehr, sondern nur noch profane Lieder: die aus unzähligen Strophen zusammengesetzten *guahú* und die kurzen, meist im Augenblick erdichteten *kotyhú*. Diese spielen fast immer auf ein mehr oder minder erfreuliches Liebeserlebnis an. Von den *guahú* unterscheiden die Kayová zwei Arten, den *guahúvaí* («schlechter *guahú*»), den man nur vor Sonnenuntergang singen darf, und den *guahú(w)eté* («eigentlicher *guahú*»), der anschließend bis in die späte Nacht hinein, womöglich sogar bis zum Anbruch des Morgens gesungen wird.

Zum *Guahú* bilden sich Gruppen von etwa sechs bis zwölf Männern, Frauen oder Kindern, die vor- und rückwärtsschreitend im Kreise Hand in Hand mit akzentuiertem Rhythmus tanzen und dabei lebhaft singen. Der Tanz des *Guahú* (wie auch der des *Kotyhú*) heißt *ñesú*, während die Gebetstänze allgemein *djiroký* genannt werden. Ringe aus Teilnehmern beiderlei Geschlechts, wie man sie heute bisweilen sieht, seien früher undenkbar gewesen. Deutlich hört man bei den Männern die Stimme des Vorsängers (*guahúdjára*, «Herr des *Guahú*») heraus, der alle andern laut übertönt. Nach jeder Strophe schreien die Männer lustig erregt nach *Chicha*. Diese wird vom Festherrn (*mba'édjára*, «Herr der Dinge», oder *kāw'édjára*, «Herr des Maisbiers») und seiner Gattin, denen mehrere Frauen und Mädchen emsig helfen, großzügig verteilt. — In alter Zeit, so wurde mir erzählt, durften nur Jungfrauen den Männern und umgekehrt nur junge Burschen mit bereits durchstochener Unterlippe den weiblichen Gästen das Getränk reichen. So sei ebenfalls die Durchspeichelung der *Chicha* früher ein Vorrecht der Jungfrauen gewesen.

Im allgemeinen sind die *Guahú*-Lieder leicht zu übersetzen, wenngleich der eigentliche Sinn wegen der gerafften Ausdrucksweise und allzu vager Anspielungen nicht immer ohne weiteres aus dem Wortlaut hervorgeht, so daß man zum Verständnis des Inhalts die Indianer, vor allem aber den *guahúdjára*, zu Rate ziehen muß. Von einzelnen Versen wird allerdings gesagt, daß sie unübersetzbar seien, und andere enthalten altertümliche, in der Alltagssprache nicht vorkommende Worte oder Wendungen. Jedenfalls scheint es sich bei den *Guahú* — im Gegensatz zu der großen Mehrzahl der *Kotyhú* — durchweg um feststehende, aus früherer Zeit überlieferte Texte zu handeln.

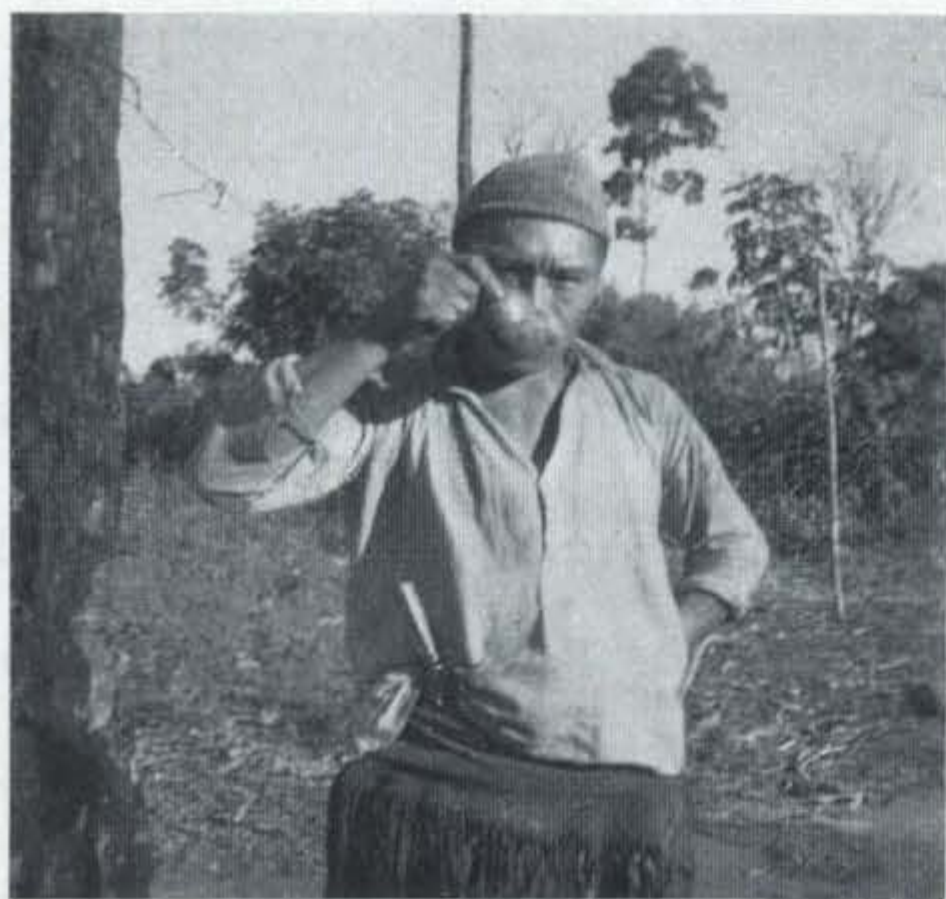
Die Einheit der *Guahú*-Lieder besteht nur in der Melodie, nicht im Text. Jede der in bunter Folge je nach ihrer Länge mehrfach hintereinander abgesungenen Strophen hat ihr eigenes Thema, und zwar entweder eine Tierspezies oder den Menschen zum Gegenstand. Auch unterliegen die Verse keinem bestimmten Aufbau. Hie und da leitet ein Prätext die eigentliche Aussage ein. Einmal läßt der Sänger das Tier oder den Menschen selbst sprechen, ein anderes Mal werden sie von ihm treffend mit ein paar Worten gekennzeichnet, dann wieder erzielt man eine größere Wirkung dadurch, daß man beide Aussageformen in ein und derselben Strophe anwendet. Fast immer aber wird



5. Während des Festes bilden sich Ringe von Tänzern, die die Guahú-Lieder singen.
(Aufn. d. Verf.)



6. Der Kayová Marcelo, guahúdjara von Francisco Horta bei Dourados. (Aufn. d. Verf.)



7. Chichatrinkender Kayová. (Aufn. d. Verf.)



8. Die aus einer halben Kürbisschale hergestellten Maisbierbecher sind manchmal mit Brandmustern verziert. (Aufn. H. Boettcher)

ein launisch gewählter charakteristischer Zug betont, wobei weniger das Formale zur Geltung kommt als vielmehr die Lebensweise des Tieres oder das Verhalten des Menschen in einer bezeichnenden Situation. In den die Tierwelt betreffenden Strophen drückt sich vor allem die enge Beziehung des Kayová zum Tiere aus, und oft sieht er in diesem humorvoll sein Ebenbild. Überhaupt verrät die ausgelassene Heiterkeit beim Gesang die humoristische Absicht des Guahú, wenn auch für unsere Begriffe die meisten Verse nichts als eine rein sachliche Feststellung und einige sogar ein trauriges Moment enthalten mögen.

Der im Folgenden in freier, jedoch möglichst sinngetreuer Übersetzung wiedergegebene Text ist ein Teil eines *guahúvaí*, der am 16. Juli 1950 bei einer Chicha auf dem Pôsto Indígena Francisco Horta bei Dourados gesungen wurde. Ich habe das Lied auf Tonband aufgenommen und es mir am nächsten Tage vom *guahúdjára* und anderen Indianern erklären lassen. Anfangs wurde bereitwillig und sehr eingehend über die Bedeutung der einzelnen Verse gesprochen. Als dann aber die Sonne allmählich am Horizont zu verschwinden drohte, bekam ich zu meiner Überraschung nur noch ängstlich und in großer Eile gegebene knappe Erläuterungen, mit denen nicht viel anzufangen war. Bei der vorletzten Strophe ging die Sonne ganz unter, und die Sitzung mußte abgebrochen werden. Da erfuhr ich erst, daß es nicht nur verboten ist, den *guahúvaí* nach Sonnenuntergang zu singen, sondern daß man auch seinen Inhalt nur bei Tage besprechen darf. Nachher bot sich leider keine Gelegenheit mehr, den sonst so hilfsbereiten Gewährsmann weiter auszufragen. Ich wage nicht zu behaupten, daß die Übersetzung in allen Punkten einwandfrei ist, glaube aber doch wohl überall das Wesentliche erfaßt zu haben. Der Wortlaut in Kayová soll gelegentlich an anderer Stelle mit einem linguistischen Kommentar erscheinen.

Den einzelnen Strophen sind ein paar erläuternde Worte angefügt, wobei ich zur Bestimmung der Tierarten das «Dicionário dos Animais do Brasil» von Rodolpho von Ihering (São Paulo, 1940) zu Hilfe genommen habe.

Guahúvaí

1. Bring mir doch meinen Lippenpflock, Mutter, damit ich mir mal dieses Weib ansehe, das mich verlassen hat.
Dies sei, wurde mir erklärt, der «Vers des Sängers», der sich zunächst einmal selbst vorstelle. — Von der Frau verschmäht, will er sich nun mit seinem Manneschmuck zeigen und dadurch seine Verachtung ausdrücken.
2. Bring mir doch meine Vogelpfeile, damit ich den kleinen Vogel schieße, der auf dem Ast des Carandiúva-Baumes sitzt.
Er will als Schütze beim Weib Eindruck machen. Der treffsichere Jäger gehört zum Idealbild der männlichen Persönlichkeit.
3. Was donnert denn da so? Es ist der Fischschwanz, der da donnert. Ich bin einem kahlköpfigen Fisch auf den Schwanz getreten.
Der Vers bezieht sich auf den João Grande (*Ardea socoi*), den größten brasilianischen Reiher. Was es mit dem kahlköpfigen Fisch für eine Bewandnis hat, konnte ich nicht erfahren.
4. «Weng, weng, weng», sagt der Frosch. Das schöne, immerfort glitzernde Flußbett ist fischreich an der Einmündung des Baches.
Dem Eisvogel, Martim Pescador (*Ceryle* sp.), gewidmet. Der Martim Pescador lebt von kleinen Fischen und sonstigem Wassergetier.

5. Kleiner Guatyty-Vogel, du bist der Hauptmann aller Vögel; du bist also ihr Hauptmann.

Den Guatyty habe ich nicht identifizieren können.

6. Rufe, rufe deinem Schwager zu, Vogel! Der Sonnenuntergang stimmt deinen Schwager traurig, Vogel. — Ich habe meinen Schwager nicht getötet; aus Versehen habe ich ihn getötet.

Der Vers gilt dem Inambu (*Crypturus* sp.), einem Waldhuhn. Die Inambus «unterhalten sich» besonders am Abend durch ihren sonderbaren Ruf. Dieser beginnt mit einem langgezogenen Laut, dem schnell hintereinander mehrere Töne in auf- oder absteigender Skala folgen. — Im letzten Satz entschuldigt sich der Jäger, daß er den «Schwager» geschossen hat.

7. Unter diesem Laubdach mache ich mir mein Nest auf bloßem Boden.

Es handelt sich um einen Ziegenmelker, den Curiango (*Nyctidromus* sp.), der seine Eier einfach unter irgendeinem Busch auf den Boden legt.

8. Es schreit und schreit der Guará auf diesem einsamen Weg. Der Guará geht seinen Weg, der ihm allein gehört.

Der Guará (*Canis jubatus*), im allgemeinen fälschlich Wolf (*lôbo*) genannt, lebt auf dem Kamp und wird als feige bezeichnet. Er jagt nicht in Koppeln, wie der europäische Wolf. — Der Vers spielt auf den Schöpfungsmythos der Kayová an, wo erzählt wird, daß Pa'í Kwará, der Sonnengott, in seinem Kummer über den Tod der von den Jaguaren gefressenen Mutter (oder, nach einer anderen Version, weil er vom Hochgott, seinem Vater, nicht erkannt wird), den Guará erschafft und seinem Schicksal überläßt.

9. Aber achte mir nur richtig auf den Burschen, Mutter, der sich da so ganz an den Türpfosten lehnt. Auf meine Nichte achte doch, Mutter, denn der Bursche ist vom Maisbier betrunken, ja, Mutter.

Die alten Frauen behalten beim Fest die Mädchen im Auge und achten auf ihren Anstand.

10. Hals und abermals Hals, und mit den Beinen läufst du (wie verrückt). — Und beim Tagesgrauen übt sich im Tanz der Sem-Fim, ja, der Sem-Fim.

Der Strauß (*Rhea americana*) läuft mit wippendem Hals durch das hohe Kampgras; vom übrigen Körper ist dabei kaum etwas zu sehen. — Der Sem-Fim oder Saci (*Tapera naevia*) ist ein Kuckucksvogel, der im brasilianischen Volksglauben als einbeiniger, meist negroider Kobold eine große Rolle spielt.

11. Es lästert und lästert mich der Curucaca-Vogel. Die Curucaca möchte allzugern den abgebrannten Kamp durchsuchen.

Die Curucaca, auch Curicaca (*Theristicus caudatus*), ist ein Ibis, der sich von Schlangen und anderem Getier des Kamps ernährt. Nach jedem Kampbrand findet sie viel zu fressen.

12. Nun habe ich endlich geheiratet und bin mit meiner Frau aus der zerrissenen Hängematte gefallen (— da ist sie mir davongelaufen).

Dem jungen Mann gewidmet, dessen Ehe gleich wieder in die Brüche ging.

13. Dein Sohn ist ein schöner Bursche, der Sohn der Heuschrecke, der Sohn der Heuschrecke.

In Mittel- und Südbrasilien sowie im Chaco sind Schwärme von Heuschrecken (*Schistocerca paranensis*) eine häufige Plage. Die jungen Tiere häuten sich fünfmal, ehe sie ausgewachsen sind.

14. Haus des Brutzelns (wo man das Brutzeln in der Bratpfanne hört); in Reih und Glied die großen Häuser.

Das Bild des weißen Mannes: er wohnt in großen Häusern und hat immer was zu essen.

15. Da mitten im Wasser gleitet der (helle) Otter daher und zwischen den Felsbänken sucht er seine Beute. Der große (dunkle) Otter fängt (auch) seine Beute; zwischen den Krallen entgleiten die Fischeschuppen (die der Fluß mitnimmt).
Der kleinere Otter (*Lutra paranensis*) hat am Bauch ein graugelbliches Fell, während der größere (*Pteronura brasiliensis*, die Ariranha der Brasilianer) dunkler gefärbt ist.
16. Die Spitze meines Pfeiles ist fertig. Ich will dir zeigen, Brüderchen, wie man den Fisch schießt, wenn er sich (unten im Wasser) schaukelt, Brüderchen.
Es handelt sich um den Tuiuiu-Storch (*Mycteria americana*).
17. Die Augen eurer Frauen sind immer auf mich gerichtet, denn ich bin der einzige Mann, der ein rechter Jäger ist. Ja, deshalb.
Der Jäger sei ein Habicht, den die Kayová taguató nennen.
18. Er kämmt sich wirklich sehr sorgfältig, der Jaguar, mein Liebling. Mit seinen vielen Stempelmustern sieht er wirklich sehr hübsch aus, der Jaguar, mein Liebling.
Die Flecken des Jaguars (*Felis onça*) erinnern an die Muster, mit denen die Kayová manchmal ihr Gesicht bei religiösen Feiern verzieren. Die Farbe, aus dem Samen des Urucu (*Bixa orellana*), wird mit Holzstempeln aufgetragen.
19. Wie kommt es nur, daß du gegen Sonnenuntergang so traurig einhergehst vor der alten, verlassenen Pfütze?
Hierzu konnte ich nur erfahren, daß der Vers einem *suruvágua sú* genannten Vogel gelte, der sich am späten Nachmittag durch einen traurigen Laut «wuwuwuuuu» bemerkbar mache.
20. Es lästert mich der Mboropydjú-Vogel, nachdem er vor der verlassenen Pfütze seine Beine bewundert hat.
Um welchen Vogel es sich handelt, weiß ich nicht. Die Kayová behaupten, er sei klein und mache beim Singen den Eindruck, als schaue er ständig nach seinen Beinen.
21. Mit meinem alten Buschmesser, Mutter, mit meinem Grabstock stochere ich (in der Erde) herum. Man sagt, das sei so meine Art. Es heißt, daß jemand dich begehrt, Mutter. Schmücke dich, wie sich's gehört, Mutter!
Der Vers handelt von den *anguêry*, den Gespenstern der Verstorbenen. Der Text ist schwer verständlich, und ich konnte nicht feststellen, ob die mir gegebene Übersetzung stimmt.
22. Es schreit und schreit die gelbe Seriema. Sie schreit und schreit auf den roten Termitenhügeln, die in einer Reihe stehen. Sie, die mich betrogen hat.
Die Seriema (*Microdactylus cristatus*) ist ein sehr langbeiniger, überaus scheuer Kampvogel. Kennzeichnend ist ihr schriller Schrei. Wird sie verfolgt, so läuft sie, meist ohne aufzufliegen, durch das Kampgras und foppt den Jäger.
23. Wie lästert mich doch der Sabiá do Campo! Durch das weite Dornestrüpp läuft er hinter mir her. — Mein Häubchen legt sich ganz nach hinten (wenn ich durch das Gestrüpp laufe).
Der langschwänzige Sabiá do Campo (*Mimus saturninus*) ist kein eigentlicher Singvogel wie andere Sabiás, sondern begnügt sich nach Ihering damit, daß er einfach «Lärm macht» (S. 692).
24. An meiner ganzen Magengegend, an meiner Kehle, am ganzen Körper habe ich nichts als Stacheln. Stacheln und Stacheln am Hals, überall. — Er betrinkt sich mit dem Maisbier, das seine Frau gebraut hat.
Das brasilianische Stachelschwein (*Coendú* sp.) soll, wie man behauptet, auch an geistigen Getränken Freude haben.
25. Seihe nur getrost Maisbier, gelbes Affenweibchen! Es war der Mann (das Männchen), der dir deine Seele (Lebensweise?) brachte, Mütterchen.
Hiermit ist wohl gemeint, daß das Weib dem Mann gehorchen soll. Näheres konnte ich nicht erfahren.

26. Die große Eule blinzelt mit ihren Jaguaraugen unter dem Laub hervor und frißt die Jungen jeglichen Getiers.

Es soll sich um eine große Eule (im Text *yrukure'águasú*) handeln. Ihre Augen seien «so groß wie die des Jaguars».

27. Die Chucho-Eule schnellte herunter (um ihre Beute zu schnappen), immer wieder. Hinter meinem Hause kommt sie schnell herab, immer wieder.

Diesmal ist von einer kleinen Eule (im Text *mbururukukú*) die Rede. Die mir gegebene Übersetzung «chucho» ist vielleicht eine regionale Form von «mocho», einer portugiesischen Bezeichnung für großohrige und kleinäugige Eulen allgemein.

28. Der Maisbiertrog läuft über in unserm Haus. Ich bin schon betrunken, und immer noch ist Maisbier drin. Das verdammte Weib, immer noch Maisbier drin.

«Ñandekuéra guahú», «der Sang von unsereins», erklärte mir der Sänger. Also der Indianer selbst. — Der Trinkfreudige wollte dem Weib zeigen, daß er imstande sei, ihr Maisbier auszutrinken, mußte aber schließlich klein begeben.

